

Kinderarmut und Selbstachtung

„Selbstachtung“ ist ein wichtiges Thema der praktischen Philosophie der Gegenwart. Spätestens seit John Rawls' „Theory of Justice“ ist der bis dahin eher individuelle Begriff auch in das Zentrum einer normativen politischen Philosophie gerückt: Für Rawls gehören die Grundlagen der Selbstachtung zu den „sozialen Grundgütern“, die es gerecht zu verteilen gelte. Etwas zugespitzt läßt sich sagen, daß die Grundlage der Selbstachtung für Rawls in der gerechten Verteilung der anderen Grundgüter (Einkommen und Vermögen, Rechte und Freiheiten) besteht, so daß die Selbstachtung als ein „Grundgut zweiter Ordnung“ fast ein zentrales Oberziel gesellschaftlicher Distribution darstellt. Was auch immer man von Rawls' nicht immer klaren Selbstachtungskonzeption halten mag: Unbestritten dürfte sein, daß Selbstachtung fundamental ist für ein gelingendes, menschenwürdiges Leben und daß Selbstachtung gewisse, nicht zuletzt sozioökonomische Bedingungen braucht.

Wie genau diese Bedingungen beschaffen sein müssen, ist umstritten. Kontrovers diskutiert wird insbesondere die Frage, inwiefern eine egalitäre Verteilung von (welchen?) Gütern relevant für die Selbstachtung ist. Weitgehend unbestritten ist jedoch, daß Armut ein die Selbstachtung gefährdender Umstand sein kann und daß umgekehrt in einem fatalen Teufelskreis Selbstachtungsdefizite Armutslagen verfestigen können. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen UNDP hat es sich denn auch zum Ziel gesetzt, daß die Menschen „ein Leben in Selbstachtung und Würde führen können“.

Daß Armut die Selbstachtung untergraben kann, ist jedenfalls einsichtig für die „absolute Armut“, die unabhängig vom Vergleich mit anderen Personen und im Unterschreiten eines zur Existenzsicherung notwendigen Mindeststandards besteht. Wer ständig um die Befriedigung seiner Grundbedürfnisse kämpfen muß, wird kaum dazu kommen, Ziele und Lebenspläne zu entwerfen, deren zugrundeliegende Wertorientierungen

und deren Realisierung zentrale Bezugspunkte für die Selbstachtung sind. Zudem kann er angesichts der permanenten Mißachtung seiner grundlegenden Ansprüche zu dem (Selbst-) Gefühl kommen, eben auch nicht mehr zu verdienen. Umgekehrt können derart eingetretene Selbstachtungsdefizite die motivationale Basis des Handelns und damit auch die Selbsthilfepotentiale der Armen beeinträchtigen.

Wie aber steht es um die „relative Armut“, die nicht unbedingt an die Existenzgrundlagen rührt, wohl aber in einem eklatanten „Weniger“ besteht – einem Weniger an finanzieller und materieller Ausstattung, oft auch an Gesundheit und Bildung sowie an realem (nicht nur formalem) Zugang zu sozialen und kulturellen Netzen? Stellt auch diese „bloß“ relative Armut eine dermaßen gravierende Gefährdung der Selbstachtung dar, daß sie im Sinn einer gerechten Gesellschaft politisch zu bekämpfen ist, oder handelt es sich allenfalls um eine bedauerliche Befindlichkeitsstörung oder gar um moralisch zweifelhafte Neidkomplexe der Betroffenen? Letztere Einschätzung hat der Wirtschaftswissenschaftler Walter Krämer auf den Begriff gebracht: Er hält es für „hochgradig pervers, in einer Zeit, in der weltweit 18 Millionen Menschen jährlich verhungern, einen deutschen Halbstarken nur deshalb arm zu nennen, weil er anders als seine Klassenkameraden keine Diesel-Lederjacke oder Nike-Turnschuhe besitzt“ (so im Weser-Kurier vom 31. 1. 1999).

Die Armutforschung macht dagegen deutlich, daß die „objektive“ Seite der Armut in einem reichen Land weit mehr betrifft als den Nichtbesitz einer bestimmten Kleidermarke, sondern in einer im Vergleich zur jeweiligen Gesellschaft massiven Beeinträchtigung verschiedener Lebensumstände besteht. Für die Frage nach dem Zusammenhang von Armut und Selbstachtung sind vor allem Forschungsansätze aufschlußreich, die neben diesen „objektiven“ und in der Regel quantifizierbaren Aspekten der Armut auch ausdrücklich die „subjektive“ Seite der Armut einbeziehen, also das

subjektive Erleben und vor allem Selbst-Erleben sowie die damit zusammenhängenden Bewältigungsstrategien der Betroffenen. Auch in diesem Zusammenhang lesenswert ist die von Christoph Butterwegge und anderen herausgegebene Dokumentation „Armut und Kindheit“¹.

Die hier präsentierten Studien untersuchen und vergleichen „Straßenkinder-Karrieren“ in Deutschland, Chile und Bolivien, Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland sowie auf dem Land und in der Stadt. In ihrer Grundbotschaft nicht gerade neu, allerdings mit einem reichhaltigen Datenfundus gestützt und sehr aktuell auf den gegenwärtigen Umbau des deutschen Sozialstaats bezogen ist die Globalisierungskritik der Autoren: „Der ganze Planet wird in Gewinner- und Verlierer-Staaten und jede einzelne Gesellschaft noch einmal in soziale Auf- und Absteiger/innen gespalten“ (94). Die Absteiger teilen sich noch einmal auf „in völlig Marginalisierte (Dauerarbeitslose, Depravitierte und Langzeitarmer) einerseits sowie Geringverdiener/innen (prekär Beschäftigte, Überschuldete und Kurzzeitarmer) andererseits“ (93). Dieser polarisierende „Pater-Noster-Effekt“ zeige sich insbesondere bei den Kindern: Während es „noch nie vergleichbar viele Haushalte ohne die geringsten materiellen Sorgen und so viele Kinder mit eigenem (Kapital-) Vermögen in der Bundesrepublik“ (101) gegeben habe, seien auf der anderen Seite eine zunehmende Zahl von Kindern auf der „Fahrt nach unten“. Einerseits sind sie unmittelbar von der Elternarmut betroffen, andererseits stellen sie selbst ein Armutsrisiko für ihre Eltern dar.

In selbstachtungstheoretischer Perspektive ist die Dokumentation vor allem dann erhellend, wenn sie durch Befragungen der Kinder ausdrücklich die Kinderperspektive einbezieht: Wie wirkt sich Armut aus auf das (Selbst-) Erleben der Kinder und auf ihren Umgang mit dieser Armut? Drei für den Zusammenhang von Kinderarmut und Selbstachtung relevante Aspekte seien herausgegriffen:

Erstens: Armut in einem reichen Land erscheint auf dem ersten Blick als deutliche Einschränkung konsumtiver Möglichkeiten. Inwiefern ist diese Einschränkung, die noch nicht an absolute Mindeststandards rührt, eine zu vermeidende Bedrohung der Selbstachtung? Für eine Be-

antwortung dieser normativen Frage hilft ein zunächst empirischer Blick in den Zusammenhang von konsumtiven Einschränkungen und Selbsterleben. Die Studien bestätigen, daß Kinder bereits früh ihre konsumtiven Einschränkungen bewußt und oft als schmerzhaft Bedrohung ihrer Selbstwertschätzung erleben. Dabei muß es sich nicht um offensichtliche Einschränkungen handeln wie bei abgerissenen Kleidern der sogenannten (und eher seltenen) „Schmuddelkinder“. Im sozial vermittelten und oft vom Konsumdruck und Marken-Code geprägten Erleben der Kinder können auch die Nichtteilhabe am „normalen Konsumverhalten“ und das Nichtbesitzen bestimmter Konsumgüter zu einer Beeinträchtigung ihrer Selbstwertschätzung und zum Selbstgefühl des Nichtdazugehörens führen. Diese Konsequenz ist nicht zwangsläufig: „Verfügt eine Familie über genügend kulturelles und soziales Kapital, um die konsumtiven Mängel zu kompensieren, wird dieser Desintegrationsprozeß bis zu einem gewissen Grad abgefangen und das Selbstbewußtsein der Kinder nicht in Mitleidenschaft gezogen“ (262).

Eindrucksvoll ist das Beispiel einer alleinerziehenden und einkommensschwachen Mutter (262), die sich selbst in der Kirchengemeinde und der Schule engagiert und für ihre vier Kinder mit großer Findigkeit alle zur Verfügung stehenden Vergünstigungen im kulturellen Bereich ausschöpft, um den Kindern Anregungen und Erfahrungen der Selbstwirksamkeit, Selbstwertschätzung und des Geschätztwerdens zu vermitteln. Das Beispiel zeigt freilich auch, wie wenig selbstverständlich diese enorme Kompensationsleistung ist.

Allzu einfach wäre es, das beeinträchtigte Selbstwertgefühl der betroffenen Kinder zu verharmlosen oder moralisch zu verurteilen: Es kann – auch dies bestätigen die Studien – zu einem von Schamgefühl und Resignation geprägten Rückzugsverhalten führen oder auch zu aggressiv-verzweifelter Kompensationsstrategien; beides keine gute Basis, um konstruktiv mit den Einschränkungen umzugehen oder später ein armutsfreies Leben führen zu können.

Im Sinn der Selbstachtung ist daher eine doppelte Strategie in der sozialpolitischen und sozialarbeiterischen Armutsbekämpfung angezeigt, die

auch von den Autoren gefordert wird: So wichtig eine (dringend zu verbessernde) finanzielle Absicherung von armutsbedrohten Kindern und Familien auch ist, so fatal wäre eine Verkürzung auf bloße Alimentierung – und sei es durch ein noch so üppiges „Familiengehalt“. Wie das Beispiel der alleinerziehenden Mutter positiv zeigt, sind „Investitionen“ auch ins kulturelle und soziale Kapital der Familien dringend notwendig. Nur so werden den Kindern Erfahrungen ermöglicht, sich nicht nur qua Besitz und Kaufkraft im beständigen Vergleich mit anderen zu erleben und wertzuschätzen, sondern auch bezüglich anderer, die eigene Person auszeichnender „Eigenschaften“. Als „Investoren“ in das soziale und kulturelle Kapital der Familien sind in besonderer Weise „gesellschaftliche Kräfte“ gefragt: Wie weit gelingt es zum Beispiel den Pfarrgemeinden, arme Familien und Kinder nicht nur materiell zu unterstützen, sondern auch ins Gemeindeleben einzubeziehen (so schwierig das in vielen Fällen auch sein mag)?

Zweitens: Das Stichwort „Einbeziehung“ verweist darauf, daß Selbstachtung wie jeder Selbstbezug eingebunden ist in Sozialbezüge. Sie ist kein „Produkt“ sozialer Zusammenhänge, wohl aber zur Genese, Entfaltung und Stabilisierung auf sie angewiesen. Die Studien verdeutlichen, daß arme Kinder oft weniger in solche Zusammenhänge wechselseitiger Achtung und Wertschätzung eingebunden sind. Zwar spielt die Familie in den meisten Untersuchungsfällen eine wichtige Rolle insbesondere für die fundamentale Selbstachtungsweise des Selbstvertrauens, insofern die „emotionale Zuwendung in der Familie als Basis für Selbstvertrauen vorhanden ist und die wichtigste Ressource überhaupt darstellt“ (267). Diese positive Bedeutung der Familie ist jedoch in mehrfacher Hinsicht zu relativieren:

Zum einen kann die Armut die Familie dermaßen belasten, daß die emotionale Zuwendung leidet oder ins Gegenteil umschlägt bis hin zu extremen Konflikt- und Gewaltsituationen. Diese kommen zwar auch in materiell gut gestellten Familien vor, in denen es zu emotional-menschlicher „Verarmung“ kommen kann. Ohne die persönliche Verantwortung insbesondere der Eltern zu leugnen, dürfte allerdings unbestritten sein, daß bedrückende materielle (vor allem räumliche) Einschränkungen die innerfamiliäre Konfliktkul-

tur nicht gerade fördern. Vor allem die Studie über „Straßenkinder“ veranschaulicht, welche Rolle die Kombination aus Armut und konflikthaften Familienbeziehungen für den Schritt auf die Straße spielt (in reichen wie in armen Ländern!).

Auch kann ein intaktes Familienleben mit genügend emotionaler, wertschätzender Zuwendung keine hinreichende Basis für eine umfassende Selbstachtung bieten, wenn die Familie nicht nur *primäre* Sozialisationsinstanz ist, sondern zum fast *einzigen* Ort wechselseitiger Achtung, Wertschätzung und Anerkennung wird. Diese „reduzierte Erfahrung von Gegenseitigkeit (Reziprozität) außerhalb der Familie“ (258) droht jedoch Kindern aus armen Familien: „Daß die Kinder unseres Samples sich nämlich fast alle emotional in ihren Familien gut aufgehoben fühlen, heißt nicht zuletzt, daß sie sich aufgrund materieller, aber auch habituellem, kultureller und sozialer Defizite zunehmend darauf zurückziehen“ (259).

Als vielleicht harmlos erscheinendes Beispiel wird in der Dokumentation die mangels finanzieller und räumlicher Ressourcen fehlende Möglichkeit genannt, den eigenen Kindergeburtstag zu feiern und in der Folge auch nicht mehr zu anderen Kindergeburtstagen eingeladen zu werden (243). An dem für das kindliche Erleben symbolisch sehr bedeutenden Beispiel „Kindergeburtstag“ wird für das Kind Armut als soziale Exklusion konkret erfahrbar; damit ist nicht „nur“ eine „nachhaltige Traurigkeit“ (243) verbunden, sondern auch die fehlende Möglichkeit, außerfamiliäre Wertschätzung und Anerkennung zu erleben.

In der Armutsbekämpfung müßte es daher darum gehen, einerseits die fundamentale Bedeutung der Familie für die kindliche Selbstachtung zu stärken und eventuelle Mängel zu kompensieren (z. B. durch ambulante Erziehungshilfen), und andererseits sekundäre Sozialisationsinstanzen in ihrer Komplementarität zur Familie (nicht als Familienersatz, vgl. 258f.) zu fördern und sie auch für arme Familien faktisch zugänglich zu machen. Ohne den Staat und die Kommunen aus ihrer Verantwortung für eine solide Finanzierung zum Beispiel von Kinderbetreuungseinrichtungen oder einer kindgerechten Infrastruktur zu entlassen, sei hier an die besonderen Möglichkeiten gesell-

schaftlicher Kräfte (z.B. auch im musischen und sportlichen Bereich) erinnert, die ihre Angebote an Selbstwirksamkeit und Selbstachtung fördern der Freizeitgestaltung für arme Kinder öffnen müssen – und zwar nicht nur in dem formalen Sinn, daß „ja jeder kommen kann“.

Drittens unterstreicht die Dokumentation die wesentliche Bedeutung von Bildung für die Selbstachtung. Die genannten sekundären Sozialisationsinstanzen und natürlich die Schule können neben anderen wichtigen Funktionen auch unverzichtbare Möglichkeiten bieten, (Selbst-)Erfahrungen zu machen, Kompetenzen zu entwickeln bzw. weiterzuentwickeln, Schwächen zu kompensieren, Wissen, musische und sportliche Fähigkeiten zu erweitern – kurzum: die Bezugspunkte der Selbstachtung zu mehr und zu stärken und dies im sozialen Kontext wechselseitiger Bestätigung und Anerkennung. Leider sind – wie PISA bestätigt hat – die entsprechenden Institutionen und vor allem das Schulsystem für arme Kinder nur eingeschränkt zugänglich (bei aller formalen Offenheit) oder bisweilen auch so angelegt, daß sie Defizite eher verstärken und somit eher Erfahrungen des Versagens und Nichtmithaltens vermitteln als selbstachtungsförderliche

Erfolgs-erlebnisse. Selbstachtung aber wird durch erfolgreiche Bildungsprozesse nicht nur gefördert – sie ist umgekehrt auch Motivationsbasis, um sich engagiert auf Lernen und Bildung einzulassen.

Insgesamt unterstreicht die Dokumentation den Handlungsbedarf in puncto Vermeidung und Bekämpfung von Kinderarmut, sowohl auf „struktureller“ Ebene, als auch auf der Ebene einzelfallbezogener, gruppenspezifischer und sozialräumlicher Kompensation vorhandener Armutslagen. Denn die „lebenslaufbezogene“ Armutsforschung weist zwar zu Recht darauf hin, daß sich die neuen Formen der Armut oft durch zeitliche Begrenztheit auszeichnen. Kinderarmut jedoch hat die fatale Tendenz, sich zu verewigen: Wem bereits in der prägenden Phase der Kindheit die Selbstachtung geraubt wird, der verliert das Fundament für eine selbstbestimmte und sozialverträgliche Lebensführung in Selbstachtung und Würde.

Thomas Steinforth

¹ Butterwegge, Christoph – Holm, Karin – Zander, Margherita u.a.: Armut und Kindheit. Ein regionaler, nationaler u. internationaler Vergleich, Opladen: Leske & Budrich 2003. 24,90.